

**Historische Sozialforschung und Soziologie:
Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten
Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft
QUANTUM**

Best, Heinrich

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Best, H. (2008). Historische Sozialforschung und Soziologie: Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM. *Historical Social Research, Supplement*, 20, 90-99.
<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-191748>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more Information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>

Historische Sozialforschung und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM

Heinrich Best *

Abstract: Best rekonstruiert die institutionelle und intellektuelle Konstellation, die 1975 zur Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM geführt hat. Best gibt einen Überblick über den Beitrag der Historischen Sozialforschung zur Entwicklung der Soziologie und der Geschichtswissenschaft, insbesondere den Dialog zwischen Soziologie und Geschichte in den Bereichen der Methodologie und Theoriebildung. Die Historische Sozialforschung bemüht sich um eine valide empirische Basis zur Analyse und Rekonstruktion langfristigen sozialen Wandels. Ebenfalls befruchtet hat sie die Forschungen im Bereich des interkulturellen Vergleichs, die vorrangig in dem von Stein Rokkan entwickelten Paradigma durchgeführt worden sind. Im Zentrum des Interesses von QUANTUM steht seit 20 Jahren der interdisziplinäre Methodentransfer und der Versuch, hermeneutische und quantitative Analyseverfahren miteinander zu vermitteln.

Folgt man dem englischen Wissenschaftstheoriker Toulmin, dann entwickeln sich die Institutionen einer Wissenschaft, wie die jeder anderen kollektiven menschlichen Tätigkeit auch, durch das Wirken von Parteien und Einflußgruppen, durch Staatsstrieche und einseitige Unabhängigkeitserklärungen, im ständigen Gerangel zwischen alter Garde und Jungtürken, zwischen Autokraten und Demokraten, Traditionalisten und Modernisten, Oligarchien und Gerontokratien. Auch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM vor 20 Jahren läßt sich in diesem Kontext als eine Revolte von Jungtürken beschreiben – allerdings eine mit vorsichtig gebremster Angriffslust und mancherlei Rückversicherungen bei der alten Garde. Wie immer man solche Rücksichtnahmen bewerten mag: die Aufforderung in der Gründungsdeklaration von QUANTUM, bei der Erforschung sozialer Kollektive in der Vergangenheit die gleichen rigorosen Wahrheitskriterien anzuwenden, wie sie die systematischen Sozialwissenschaften für die Untersuchung von Gegenwartsgesellschaften

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, den der Verfasser anlässlich des ZHSF-Workshops: 20 Jahre QUANTUM, vom 4.-7. Oktober 1995 in Köln, im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung: 20 Jahre Historische Sozialforschung, gehalten hat.

Reprint of: Heinrich Best, (1996): Historische Sozialforschung und Soziologie. Reminiszenzen und Reflektionen zum zwanzigsten Jahrestag der Gründung der Arbeitsgemeinschaft QUANTUM, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung Vol. 21 (1996), No. 2, p. 81-90.

entwickelt hatten, war damals eine Provokation, die auch heute nach zwanzig Jahren noch einigen Zündstoff enthält. Diese Nachhaltigkeit ist verständlich, ging es doch letztlich um die epistemologischen Grundlagen historischer Erkenntnis und um den hohen Anspruch, im Streit der Lehrmeinungen über die besseren Beweismittel zu verfügen. Daß es eine Gruppe frisch graduierter Nachwuchswissenschaftler war, von der diese ambitionierte Initiative ausging, muß im nachhinein als eine staunenswerte Frechheit erscheinen, kombiniert allerdings mit einer ebenso staunenswerten Toleranz und Aufgeschlossenheit einiger Vertreter des akademischen Establishments an der Universität Köln, von denen ich hier auf der Seite der Historiker insbesondere Theodor Schieder und Erich Angermann erwähnen möchte.

Hilfreich für die Etablierung des Unternehmens QUANTUM war sicherlich, daß es ihm nicht um die Durchsetzung bestimmter theoretischer Positionen oder gar die seinerzeit so beliebten politischen Glaubensbekenntnisse ging. Die Tatsache, daß sich QUANTUM dann erfolgreich als ein wissenschaftliches Dienstleistungsunternehmen etablieren konnte, ist wohl nicht zuletzt dieser theoretischen Offenheit und ideologischen Indifferenz geschuldet; wohl auch einer Orientierung auf die Instrumente des Forschungsprozesses, die von Anfang an um Anknüpfungspunkte zu den etablierten Methoden der Geschichtswissenschaft – insbesondere der historischen Quellenkritik – bemüht war.

Es war Zufall, aber nicht unwahrscheinlich, daß die Verdichtung und Vernetzung solcher Anknüpfungspunkte zu einem kohärenten methodischen Programm und einer auf Dauer und Außenwirkung angelegten Institutionalisierung zu einem Kölner Ereignis wurde. Alle Mitglieder der Initiatoren-Gruppe von QUANTUM hatten mit unterschiedlicher disziplinärer Gewichtung Geschichte und/oder Soziologie studiert. Sie taten dies in einem akademischen Anregungsmilieu, dem bei den Historikern Theodor Schieder vorstand, der seinerzeit führende Vertreter einer theoretisch aufgeschlossenen und sich in ein Komplementaritätsverhältnis zur Sozialwissenschaft stellenden Geschichtswissenschaft, bei den Soziologen René König, dessen eigene Arbeiten – etwa zur Soziologie der Mode und der Familie – sozialgeschichtlich gesättigt waren und dessen Lehrveranstaltungen ein breites Panorama der europäischen Geistesgeschichte aufspannten.

Vielleicht noch unmittelbarer als die Wirkung dieser schon etwas entrückten Größen war jene der jüngeren Generation akademischer Lehrer, die bei den Historikern durch die Privatdozenten Wolfgang Mommsen und Hans-Ulrich Wehler repräsentiert wurde. Hier gab es zum einen kundige Führungen durch das Universum Max Webers, das seinerzeit ja noch in vielen Provinzen wiederentdeckt werden mußte, zum anderen den energischen Versuch, die disziplinären Trennlinien zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaft niederzureißen und aus ihrer Verbindung eine Historische Sozialwissenschaft zu begründen.

Es war die zwischen Begeisterung und Kritik oszillierende Reaktion auf den sich abzeichnenden Entwurf einer Historischen Sozialwissenschaft, die den wichtigsten intellektuellen Stimulus für die Gründung von QUANTUM setzte, wobei die Kritik vor allem an der sich öffnenden Diskrepanz zwischen der Reichweite theoretischer Aussagen und ihrer empirischen Fundierung ansetzte. Wir hatten – wenn mir diese Sottise erlaubt ist – den Adepten der Historischen Sozialwissenschaft den Besuch des Proseminars »Methoden der empirischen Sozialforschung« voraus, wußten in etwa, was Signifikanz und Repräsentativität bedeuteten und hatten die Warnung René Königs im Ohr, daß theoretische Aussagen über Kollektive nicht durch eine Häufung singulärer Existenzsätze empirisch begründet werden könnten, wie umfangreich sie auch immer sein mochte. Historische Sozialforschung war also der Versuch zur Fortsetzung der Historischen Sozialwissenschaft mit anderen – nämlich methodisch validen – Mitteln. Und die fanden wir im Methodenkanon der empirischen Sozialforschung.

Damit bin ich bei einem weiteren und dem wohl wichtigsten Paten der Historischen Sozialforschung in Köln: Erwin K. Scheuch. Seine Bedeutung für unser Unternehmen läßt sich ohne rhetorische Anstrengung auf den Punkt bringen: Ohne ihn gäbe es kein Zentrum für Historische Sozialforschung (ZHSF) und wahrscheinlich keinen Anlaß, das 20-jährige Bestehen von QUANTUM zu feiern. Zwölf Jahre lang bot das Institut für angewandte Sozialforschung QUANTUM eine institutionelle Heimstatt, seit 1987 dann das ZHSF als Abteilung des Zentralarchivs für Empirische Sozialforschung. In den 10-jährigen, durch viele Rückschläge belasteten Bemühungen um eine institutionelle Förderung des ZHSF war Scheuch sein beharrlicher und entschiedener Fürsprecher in der etablierten akademischen Welt. Gemeinsam konnten wir schließlich das Unternehmen im Wissenschaftsrat durchfechten und mit der Gründung der GESIS in sicheres institutionelles Fahrwasser bringen. Auch nach der Angliederung des ZHSF an das Zentralarchiv als eine wissenschaftlich selbständige Abteilung hat Scheuch im Alltagsleben des Instituts die besonderen Anliegen der Historischen Sozialforschung mit Empathie, Sympathie und großem Verständnis für ihre speziellen Entwicklungsbedingungen gefördert.

Dabei sollte aber bewußt bleiben, daß wissenschaftliches Management und institution-building nur Epiphänomene sind, die ohne ein tragfähiges Wissenschaftsprogramm und paradigmatische Verankerungen ephemere und letztlich erfolglos bleiben müssen. Der intellektuelle Beitrag der Kölner Soziologie zum Projekt der Historischen Sozialforschung und zu seiner Anbindung an den allgemeinen Entwicklungsgang der internationalen Soziologie ist deshalb von besonderem Belang. Was hier unmittelbar oder mittelbar in ihrem Umkreis angestoßen und praktisch betrieben wurde, läßt sich unter drei Gesichtspunkten subsumieren:

- 1) Ein wichtiger Entwicklungsstrang war die Erweiterung und Zerschärfung der Instrumente der empirischen Sozialforschung durch die Adaption bestimmter Elemente der historischen Methodik und die Auswertung der Erfahrungen von Historikern im Umgang mit schriftlichen Zeugnissen. Das bedeutendste Anwendungsgebiet für eine solche Methodenadaption war die Analyse prozeß-produzierter Daten – d.h. solcher Daten, die massenhaft und gleichförmig im Vollzug der Alltagsarbeit von Großorganisationen anfallen. Sie zielte auf die Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Datenkunde und Quellenkritik, d.h. von Bewertungsregeln für die Abbildungstreue prozeß-produzierter Daten im Hinblick auf sozialwissenschaftlich belangvolle Sachverhalte, wobei eben auch Sozialwissenschaftler die alte Historikerfrage umtreibt, »wie es wirklich gewesen ist«. Am Lehrstuhl vom Erwin K. Scheuch wurde seit Anfang der 70er Jahre in mehreren Großprojekten Pionierarbeit geleistet, die bis heute in entscheidenden Punkten unerreicht geblieben ist.
- 2) Der zweite Ansatzpunkt für die Erweiterung des soziologischen Erkenntnis-horizonts durch Historische Sozialforschung war die Einsicht in die Notwendigkeit, Aussagen über langfristigen sozialen Wandel und gesellschaftliche Entwicklungstrends empirisch verlässlicher in der Vergangenheit zu verankern. Verlässlich: das hieß, daß Daten über Gesellschaften der Vergangenheit tendenziell den gleichen Qualitätsstandards genügen sollten, wie jene, die bei der Beobachtung von Gegenwartsgesellschaften anfallen. Waren diese Standards nicht erreichbar, wollte man zumindest wissen, bei welchen Beobachtungsdimensionen Unscharfen hingenommen und mit welcher Toleranzbreite dabei gerechnet werden mußte.

Wozu der Aufwand? Man sollte sich daran erinnern, daß die 70er Jahre die hohe Zeit der Weltmodelle und der ambitionierten Großprognosen im Stile des Club of Rome waren. Alle diese Versuche krankten daran, daß die Beobachtungszeiträume, die ihnen zugrunde lagen, relativ kurz waren und sie deshalb zwangsläufig und systematisch die Anpassungskapazität und Innovationsfähigkeit von sozialen Systemen unter-, die Stabilität ihrer Entwicklungsbedingungen aber überschätzten. Defizite dieser Art waren nicht nur ein internes Problem der Wissenschaft, sondern hatten unmittelbar praktische Auswirkungen, denn solche Modelle und Prognosen bildeten die Grundlage und lieferten die legitimatorische Begleitmusik für den Planungsoptimismus der Politik in den 70er Jahren. Der Aufbau weit zurückreichender Reihen historischer Daten war also nicht nur nützlich, um in den Traditionen Schumpeters und Kondratieffs lange Zyklen identifizieren zu können, sondern notwendig, um das Verhalten von sozialen Systemen in Krisen und unter irregulären Anpassungszwängen besser verstehen zu lernen. Dabei erwies es sich als erforderlich, ökonomische Zeitreihen, die ja bereits seit den 20er Jahren aufgebaut worden waren, mit solchen zu verbinden, die langfristige Prozesse sozialen Struktur- und Wertewandels

abbilden. Die Kölner Projekte zur Sozialgeschichte politischer Eliten lassen sich als ein Beispiel für diesen Typ der Datengenerierung und -verknüpfung anführen.

- 3) Der dritte und wohl wirkungsmächtigste Motivstrang, der den Aufbau der Historischen Sozialforschung in Köln leitete, war die sozialwissenschaftliche Komparativistik. Erwin K. Scheuch war seit Mitte der 60er Jahre als Mitglied des International Social Science Councils an den Bemühungen beteiligt, die methodischen, empirischen und infrastrukturellen Voraussetzungen für eine vergleichende Sozialforschung zu schaffen. Ausgangspunkt für diese Bemühungen war die Erkenntnis, daß der Vergleich als Äquivalent oder Surrogat des Experiments der Königsweg einer theoretisch ambitionierten Sozialforschung ist und daß die Auswahl, Konstruktion und Bereitstellung interkulturell äquivalenter Indikatoren einer koordinierten infrastrukturellen Anstrengung in verschiedenen Ländern bedarf. Zugleich wurde bald deutlich, daß die interkulturell vergleichende Sozialforschung in eine intertemporal-vergleichende Tiefendimension vorgetrieben werden mußte, um elementaren methodischen Ansprüchen zu genügen. Das ergab sich allein daraus, daß Nationalstaaten die Kontexte des interkulturellen Vergleichs bildeten, also historisch gewachsene Gebilde, in denen geschichtliche Ausgangs- und Entwicklungskonstellationen in zu spezifizierender Weise nicht nur auf das Niveau von Wertereihen, sondern auch auf die Ausprägung von Variablenzusammenhängen einwirkten. Es war Stein Rokkan, dessen monumentales Werk den paradigmatischen Rahmen für eine interkulturell-intertemporal vergleichende Sozialforschung setzte. Er wurde auch zum Geburtshelfer der Historischen Sozialforschung in Köln – dies übrigens nicht nur intellektuell, sondern ebenso institutionell als Autor eines Gutachtens, das die Anlauffinanzierung des ZHSF als historisches Datenarchiv bewirkte.

Wenn es zutrifft, daß wissenschaftliche Einrichtungen einer intellektuellen *raison d'être* bedürfen, um zu entstehen, und wenn sie später nur überdauern können, weil sie einen essentiellen Beitrag für ein Forschungsprogramm leisten, und nicht nur deshalb, weil es sie bereits gibt, dann fragt es sich, ob die Ausgangskonfiguration der Motive und Erwartungen, die 1975 zur Gründung von QUANTUM und wenig später des ZHSF geführt hat, auch heute noch und in absehbarer Zukunft tragfähig ist. Ich will das hier aus der Sicht des Soziologen fragen und werde mich auch jeden Urteils über die Qualität der Arbeit von QUANTUM und des ZHSF in den vergangenen zwanzig Jahre enthalten – sie sei hier einmal als gut unterstellt.

Zunächst also zur Zukunftsträchtigkeit des Methodentransfers zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaft. Was die Arbeiten zur Entwicklung einer sozialwissenschaftlichen Datenkunde und speziell einer Fehlerlehre für prozess-produzierte Daten angeht so wird man feststellen müssen, daß die Ansätze der 70er Jahre nur verhalten weitergeführt worden sind und prozeß-produzierte

Daten mit einigen wenigen bemerkenswerten Ausnahmen keine große Karriere in den Sozialwissenschaften gemacht haben. Das ist nicht verwunderlich, denn sie sind gewöhnlich schwer zugänglich, erfordern in der Regel einen hohen Aufbereitungsaufwand und enthalten nicht unbedingt jene treffgenauen Indikatoren, an denen Sozialforscher interessiert sind. Die findet man bequemer in den Datenpools des ALLBUS, des SOEP und des ISSP, die uns in den vergangenen zehn Jahren das Leben so leicht gemacht haben.

Die Frage ist, ob dies so bleiben muß und ob es nicht gewichtige Gründe gibt, wieder deutlicher auf eine Diversifikation der Datenbasis der Sozialforschung hinzusteuern, die ja vor zehn Jahren ein wichtiges Argument für die Gründung der GESIS geliefert hat. Dafür spricht – wenn auch eher als Nebenargument – zunächst der beunruhigende Verfall der Ausschöpfung von Stichproben in der Umfrageforschung, der sich gerade bei stichprobentechnisch anspruchsvollen Untersuchungen heute auf Werte um 60% zubewegt. Das muß nicht heißen, daß damit keine Repräsentativität erreicht werden kann, es bedeutet aber einen deutlich erhöhten Aufwand zu ihrer Rekonstruktion und Kontrolle. Auch wird man die Existenz von Schwellenwerten annehmen müssen, bei deren Unterschreiten das Erhebungsinstrument unbrauchbar wird. Die Umfrageforschung sitzt noch lange nicht auf dem Trockenen, doch ihre Kieftiefe nimmt ab. Diese Entwicklung erneuert die Aktualität der alten Forderung nach einer Akzentverschiebung hin zu prozeß-produzierten Daten – nicht als Ersatz für Umfragedaten, sondern als Daten mit eigener Abbildungsqualität.

Diese Forderung gilt auch und vor allem für die Erforschung der Sozialgeschichte der DDR und eine Soziologie des realen Sozialismus. Es ist naheliegend, daß ein hochzentralisiertes System der gesellschaftlichen Planung und Steuerung besonderes Gewicht auf die Gewinnung und Verwertung von Verwaltungsdaten legen mußte. In der Tat war die Erzeugung prozeß-produzierter Daten jener Bereich, in dem die DDR die größten Produktionserfolge erzielte. So wurden etwa im Zentralen Kaderdatenspeicher oder im Datenspeicher zum gesellschaftlichen Arbeitsvermögen millionenfach Mikrodaten zu Bildungsverläufen und Erwerbsbiographien mit reicher Sozialdemographie und selbst Angaben zur politischen Sozialisation angehäuft. Gerade für die Untersuchung sozialer Schließungsprozesse, die sich immer mehr als ein Schlüssel für das Verständnis des Legitimitäts- und Loyalitätsverfalls realsozialistischer System in den 80er Jahren erweisen, ist hier eine Datenquelle von eminenter Bedeutung zu erschließen. Noch fehlt allerdings der Stein von Rosette, der uns den Informationsgehalt dieser Daten entschlüsseln würde, ebenso fehlt jene genaue Kenntnis der Erhebungspraktiken und Verwertungszusammenhänge, die die Grundlage für eine quellenkritische Bewertung dieses Materials liefern könnte. Dank einer Initiative des ZHSF hat das Bundesarchiv vertraglich zugesichert, dieses Material mit anderen maschinenlesbaren Daten aus seinem Bestand dem Zentralarchiv für die Aufbereitung zu Forschungszwecken und den weiteren Vertrieb zu überlassen. Damit wird die physische Zugänglichkeit dieser Daten

verbessert. Um sie tatsächlich für die Sozialstrukturanalyse der DDR und die Transformationsforschung nutzbar zu machen, wird aber noch eine konzertierte Aktion zwischen Forschern und Archiven erforderlich sein.

Während die Verwendung prozeß-produzierter Daten in der Sozialforschung noch nicht den in den 70er Jahren erwarteten Aufschwung genommen hat, sind qualitative und hier speziell interpretativ-verstehende Verfahren zu einem ausgesprochenen Wachstumsbereich geworden. Fast unter jedem Stein, den man in der sozialwissenschaftlichen Forschungslandschaft umwendet, finden sich heute Hermeneutiker. Es ist nicht ohne Ironie, daß geisteswissenschaftlich inspirierte Methoden nun recht erfolgreich das Feld jener systematischen Sozialwissenschaften penetrieren, von denen aus seinerzeit die Geisteswissenschaften missioniert werden sollten. Das müßte nicht beunruhigen, wenn nicht bei vielen sozialwissenschaftlichen Adepten damit ein Verfall elementarer methodischer Standards, zügelloser Subjektivismus und Deutungsschwung verbunden wären. Jene Freizügigkeiten, die vor zwanzig Jahren den frühen Vertretern der Historischen Sozialwissenschaft vorgeworfen wurden, erscheinen demgegenüber als Petitesse. Historische Hermeneutik hingegen ist ihrem Vorgehen und Anspruch nach »objektive« Hermeneutik – gezügelt und gerichtet durch den rigorosen Verfahrenskanon der historischen Quellenkritik. Davon können qualitativ orientierte Sozialwissenschaftler durchaus manches lernen, was sie sonst erst nacherfinden müssen – etwa die »Triangulation«, die bei Historikern seit dem 19. Jahrhundert als externe Quellenkritik bekannt ist.

Historische Sozialforschung war immer schon quantitative Analyse qualitativer Daten – d.h. bei der Datengenerierung arbeitet der Historische Sozialforscher auf weiter Strecke als Historiker im traditionellen Sinne. Wenn etwa in unseren Parlamentarierprojekten ein unsicheres Geburtsdatum festgelegt werden soll, dann geschieht das wie bei der Datierung einer mittelalterlichen Urkunde durch Quellenvergleich und -bewertung. Mit ihren Untersuchungen zur »Kontextsensitivität« von Daten haben Historische Sozialforscher schon vor Jahren Beiträge zu Arbeitsfeldern geliefert, die von qualitativen Sozialforschern erst jetzt entdeckt werden. Ich erinnere hier nur an die Arbeiten unseres 1981 verstorbenen Kollegen und QUANTUM-Mitgründers Reinhard Mann, dessen Kombination von narrativen Interviews und Aktenanalysen einen wichtigen Weg zur Kreuzvalidierung qualitativer Daten eröffnet haben. Niemand sollte von der Historischen Sozialforschung erwarten, daß sie die Regie im Reigen der Qualitativen übernimmt – was sie aber leisten kann, ist die Verbreitung der Erkenntnis, daß qualitative Verfahren strengen formalen Kriterien genügen und in einem innigen Verhältnis zu quantitativen Auswertungstechniken stehen können.

Gibt es nun neben solchen möglichen Beiträgen der Historischen Sozialforschung zu methodischen Um- und Nachrüstungen der Soziologie einen Bedarf nach den von ihr erzeugten Daten und Befunden? Ich bin versucht zu sagen: noch nie war sie so wertvoll wie heute! Durchmustert man das Inventar aktuel-

ler sozialwissenschaftlicher Begrifflichkeit, so erkennt man eine fast hegemoniale Dominanz von Prozeßkategorien: Wertewandel, Individualisierung, Entstrukturierung, Transformation, (Post-) Modernisierung – die Soziologie ist in weiten Bereichen zu einer Wissenschaft sozialen Wandels geworden, während der Anspruch zurücktritt, überzeitliche Gesetze des Sozialen zu finden.

So weit, so gut – problematisch daran ist nur, daß die Diagnosen gesellschaftlicher Zustandsveränderungen auf einer asymmetrischen Evidenzgrundlage abgegeben werden. Während die Gegenwart als vorläufiger Zielpunkt sozialen Wandels mit Daten und vielfältigen Alltagserfahrungen hell ausgeleuchtet ist, liegt die Vergangenheit in grauem Halbdunkel. Manchmal verdichten sich die vertrauten Stereotypen und Lese Früchte von Soziologen zum Zerrbild der »traditionalen Gesellschaft« – einer Welt, in der das Leben der Menschen durch starke und stabile Bindungen bestimmt wurde, in der Vertrautheit und Zugehörigkeit mit Abhängigkeit und Unterordnung unauflöslich verbunden waren. Dies ist aber eine retrospektive Geschichtsfiktion, so realitätsnah wie ein Holzschnitt Ludwig Richters, und völlig ungeeignet, um als Ausgangspunkt für Diagnosen sozialen Wandels zu dienen. Wir wissen seit langem von hohen Mobilitätsraten bereits in vorindustriellen Gesellschaften, vom heftigen Umschlag des Grundbesitzes, von sozialer Unruhe und tiefgreifenden ökonomischen Umstrukturierungen. Alles dies hatte mächtige Wirkungen auf den Nahbereich der Lebenswelt der Menschen. Wenn etwa in einer jüngeren Übersicht der historischen Familienforschung vormoderne Haushaltsprozesse als eine »Art von kontrollierter Unordnung« beschrieben werden, die sich nicht anhand äußerer Merkmale klassifizieren lassen, in deren äußerer Gestalt und Wandel aber Versuche, der Unordnung zu steuern, Spuren hinterlassen haben, dann entspricht das in frappanter Weise den Ergebnissen neuester Analysen aktueller Entwicklungen der modernen Familie. Die ehernen Gesetze der Menschheitsentwicklung, die im 19. Jahrhundert formuliert worden sind, vom Kontraktionsgesetz bis zum ehernen Lohngesetz, sind fast ausnahmslos neueren sozialgeschichtlichen Erkenntnissen und dem gegenüber Entwicklungstheorien gnadenlosen Gang des tatsächlichen historischen Wandels zum Opfer gefallen. Es erstaunt deshalb, wie selektiv und lückenhaft der Gebrauch ist den heute weitreichenden Diagnosen säkularen Wandels von den viel besseren Möglichkeiten zu einer sozialgeschichtlichen Fundierung langfristiger Trendaussagen machen. Historische Sozialforschung und die Verbreitung ihrer Ergebnisse tun also Not – mehr noch vielleicht als vor zwanzig Jahren.

Dies gilt auch für die sozialwissenschaftliche Komparativistik, für die historische Daten aus forschungslogischen Gründen immer wichtiger werden. Sie liefern Beobachtungswerte für Gesellschaften, die nicht »kontaminiert« sind durch die Diffusion von Gleichförmigkeit in einer sich in vielen Aspekten angleichenden Weltzivilisation. Wenn wir etwa Rainer Lepsius Forderung befolgen wollen, aus dem »Experiment einer sozialistischen Gesellschaft« verallgemeinerbare Ansichten in die Formation sozialer Ordnungen und die in

ihnen sich ausbildenden Handlungskontexte zu gewinnen, sind wir inzwischen auf historische Daten angewiesen. Das gleiche gilt für empirische Zugänge zu Situationen der »Stunde Null«, an denen sich bestimmte Struktur- und Systemzusammenhänge beobachten lassen, ohne daß sie durch Lernprozesse der Akteure und Institutionalisierungsprozesse sozialer Gebilde überformt sind.

Für alle diese Fragestellungen und Forschungsfelder benötigt die Soziologie Daten und Befunde, die ihren Ansprüchen an Gültigkeit und Treffgenauigkeit der Indikatoren genügen. Sie bedarf also der Historischen Sozialforschung. Die Historisierung ihrer Betrachtungsweisen, die auch und vor allem Ausdruck des dramatisch beschleunigten und vertieften historischen Wandels des vergangenen Jahrzehnts ist, hat diesen Bedarf noch gesteigert. Um die Zukunft der historischen Sozialforschung ist mir deshalb nicht bange. Es gibt noch viel zu tun. Packen wirs an!

References

- Heinrich Best, »Quantifizierende historische Sozialforschung in der BR Deutschland. Ein Überblick«, in: Geschichte in Köln, 1981, S. 121-161 (siehe Reprint in diesem Heft).
- Heinrich Best, »Historische Sozialforschung als Erweiterung der Soziologie. Die Konvergenz historischer und sozialwissenschaftlicher Erkenntniskonzepte«, in: KZfSS, 40 (1988), S. 1-15 (siehe Reprint in diesem Heft).
- Heinrich Best, »Quantitative historische Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland: die Entwicklung der vergangenen Jahre«, in: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, München u.a. 1988, S. 64-73.
- Heinrich Best u. Wilhelm H. Schröder, »Quantitative Historische Sozialforschung«, in: Christian Meier u. Jörn Rüsen (Hrsg.), Historische Methode, München 1988, S. 235-266.
- Wolfgang Bick u. Paul J. Müller, »Sozialwissenschaftliche Datenkunde für prozeßproduzierte Daten: Entstehungsbedingungen und Indikatorenqualität«, in: dies. u. Reinhard Mann (Hrsg.), Sozialforschung und Verwaltungsdaten, Stuttgart 1984, S. 123-159.
- Wilfried Freitag, »Haushalt und Familie in traditionellen Gesellschaften: Konzepte, Probleme und Perspektiven der Forschung«, in: Geschichte und Gesellschaft, 14 (1988), H. 1, S. 5-37.
- Jürgen Kocka, »Quantifizierung in der Geschichtswissenschaft«, in: Heinrich Best u. Reinhard Mann (Hrsg.), Quantitative Methoden in der historisch-sozialwissenschaftlichen Forschung, Stuttgart 1977, S. 4-10.
- Rainer M. Lepsius, »Zum Aufbau der Soziologie in Ostdeutschland«, in: KZfSS, 45 (1993), S. 305-337.
- Reinhard Mann, Protest und Kontrolle im Dritten Reich. Nationalsozialistische Herrschaft im Alltag einer rheinischen Großstadt. Frankfurt a. M., New York. (Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd. 6). Campus Verlag 1987.
- Wilhelm H. Schröder, Historische Sozialforschung: Identifikation, Organisation, Institution, Köln 1994 (= HSR-Supplement No. 6).

Erwin K. Scheuch, »Die wechselnde Datenbasis der Soziologie – Zur Interaktion zwischen Theorie und Empirie«, in: Paul J. Müller (Hrsg.), Die Analyse prozeßproduzierter Daten, Stuttgart 1977, S. 5-41.
Steven E. Toulmin, Kritik der kollektiven Vernunft, Frankfurt 1983.